

«It's goddamn literature!»

Wie pornografisch ist «Lolita»? – Vladimir Nabokovs Roman über einen Pädophilen erregt erneut die Gemüter

In Petersburg attackiert eine Gruppe von selbsternannten Sittenwächtern das Nabokov-Museum – ihr Zorn gilt der «Pädophilie» des Autors, die im Roman «Lolita» ihren Niederschlag gefunden habe. Ist an diesem Vorwurf etwas dran? Hat Nabokov im Spiel mit seinem Tabuthema Grenzen des Zulässigen überschritten?

Ulrich M. Schmid

«I know it when I see it.» Mit dieser Formel zog der Supreme-Court-Richter Potter Stewart im Jahr 1964 eine ebenso klare wie subjektive Grenze zwischen obszönen Machwerken und erotischer Kunst. In der Tat ist es schwierig, Pornografie allgemein zu definieren, und einfach, sie im Einzelfall zu erkennen. Allerdings muss man das inkriminierte Objekt überhaupt erst einmal zur Kenntnis nehmen. Das scheint nicht der Fall zu sein bei den selbsternannten Sittenwächtern, die seit einigen Wochen das St. Petersburger Nabokov-Museum attackieren. Seit Beginn des Jahres hat die Direktorin verschiedene Drohbriefe erhalten, in denen Gottes Zorn als Vergeltung für die Verbreitung von «Nabokovs Pädophilie» angekündigt wird. In einem Fall durchschlug sogar eine Flasche mit einem solchen Pamphlet darin eine Fensterscheibe des Museums. In der vergangenen Woche sprühten Unbekannte das Wort «Pädophiler» auf die Hauswand des Museums.

Diese Vandalenakte sind im Zusammenhang mit einer intensivierten religiös-konservativen Grundstimmung in der russischen Bevölkerung zu sehen, die sich etwa in einer hohen Zustimmung zur harten Bestrafung der «Pussy Riot»-Band äussert. In Petersburg gilt seit März 2012 sogar ein Gesetz, das die «Propaganda von Homosexualität und Pädophilie» verbietet. Im Fadenkreuz der «Neokosaken» – so nennen sich die Angreifer auf das Nabokov-Museum in einem Bekennterschreiben – befindet sich natürlich der Erfolgsroman «Lolita» aus dem Jahr 1955, in dem tatsächlich die pädophile Beziehung eines vierzigjährigen Literaturwissenschaftlers zu einem zwölfjährigen Mädchen geschildert wird. Der Verdacht, dass der Autor eines Romans über Pädophilie auch gleich selbst ein Pädophiler sein muss, ist ebenso plump wie haltlos. Man kann sich kaum eine bürgerlichere Ehe vorstellen als jene, die Nabokov und seine Frau Véra über fünfzig Jahre lang führten.

Risiko des Scheiterns

Nicht vom Tisch wischen lässt sich aber der Eindruck, dass Nabokov seine Stellung als führender

Autor des 20. Jahrhunderts mit einer gezielten Provokation errungen hat. Dabei kalkulierte er auch das Risiko des Scheiterns ein. Die grossen amerikanischen Verlage hatten das Manuskript abgelehnt, weil die Gefahr einer Anklage wegen Pornografie zu gross sei. Deshalb entschloss sich Nabokov schliesslich, «Lolita» in der englischsprachigen Olympia Press in Paris erscheinen zu lassen. Dieser Kleinverlag hatte sich auf erotische Literatur spezialisiert, die weder in England noch in den USA veröffentlicht werden konnte. Erst eine enthusiastische Rezension von Graham Greene verhalf «Lolita» zum Durchbruch. In einem Brief dankte Nabokov Greene für seinen Zuspruch und meinte scheinheilig: «Meine arme Lolita macht eine schwierige Zeit durch. Hätte ich sie zu einem Jungen, einer Kuh oder einem Fahrrad gemacht, wären die Philister nie zusammengezuckt.» Dieses Argument ist natürlich fadenscheinig, weil Nabokov mit einem Velobuch ja kaum eine literarische Sensation gelandet hätte. Mit der Wahl der kindlichen Titelheldin stand sofort der Pädophilievorwurf im Raum – und genau diesen Effekt setzte Nabokov zur eigenen Profilierung ein. Am Ende ging sein Kalkül auf: Der anhaltende Erfolg von «Lolita» machte Nabokov finanziell unabhängig und erlaubte es ihm, seine ungeliebte Professur an der Cornell-Universität aufzugeben und in der Schweiz als freier Schriftsteller zu leben.

Nabokov ist also gewiss kein pädophiler Autor. Was hat es aber mit der angeblichen pornografischen Dimension des Textes auf sich? Nabokov macht kein Hehl aus dem ästhetischen Lustgewinn, den er aus seiner raffinierten Rhetorik zieht. In einer Schlüsselszene blickt der lüsterne Protagonist auf sein Opfer, das er sich mit einem Schlafmittel gefügig gemacht hat: «Bis auf eine Socke und ein Talismanarmband nackt auf dem Bett ausgebreitet, wo mein Zaubersrank sie zu Fall gebracht hatte – so sah ich sie liegen; sie hielt noch ein Samthaarband zwischen den Fingern; ihr honigbrauner Körper, auf dessen Teint sich das weisse Negativ eines kurzen Badetrikots abzeichnete, wies mir seine blassen Brustknospen; im rosigen Lampenlicht glänzte ein kleines Schamvlies auf seinem rundlichen Hügel.»

Das ist klar der Ausdruck einer sexuellen Obsession, aber gleichzeitig auch die fein zisierte Rede eines Gebildeten, der in der erotischen Weltliteratur wohlbewandert ist. Nabokov führt hier eine Tradition weiter, die bis auf das biblische Hohelied zurückgeht: «Wie süss ist dein Kosen, meine Schwester und Braut! Von Honigseim triffen deine Lippen, Braut, unter deiner Zunge ist Honig und Milch. Dein Schoss ist ein Park von Granatbäumen mit allerlei köstlichen Früchten. Die Biegungen deiner Hüfte sind wie Halsgeschmeide, gefertigt von Künstlerhänden. Deine

Brüste sind gleich zwei Böcklein, Zwillingen der Gazelle. Dein Hals ist wie ein Turm von Elfenbein, dein Haupt auf dir gleicht dem Karmel.» Nicht nur in solchen Wortkaskaden wird die Sprache selbst im Roman zum Objekt der erotischen Begierde.

Im Zentrum ein Tabu

Vladimir Nabokov geniesst selbst seine literarische Eloquenz, die als Oberflächenphänomen tiefere Sinnebenen verdeckt. Die Erotik, die im Vordergrund dominiert, kaschiert die autobiografische Bedeutung von «Lolita». Alle Nabokov-Romane drehen sich um eine Obsession, die ganz unterschiedliche Formen annehmen kann. Ob es sich um Inzest, Homosexualität oder das perfekte Verbrechen handelt – immer steht ein Tabu im Zentrum, das gerade durch sein absolutes Verbot attraktiv wirkt. Nabokov hat die Skandalträchtigkeit seiner Sujets genau kalkuliert. Im Nachwort zur amerikanischen Ausgabe von «Lolita» schreibt er: «Es gibt wenigstens drei Themen, die für die meisten amerikanischen Verleger absolut tabu sind. Die beiden anderen sind: eine Heirat zwischen Schwarz und Weiss, die zu einer glücklichen Ehe mit einer Unzahl von Kindern und Enkelkindern führt; und der absolute Atheist, der ein glückliches und nutzbringendes Leben führt und mit hundertsechs Jahren sanft entschläft.»

Nabokov errichtet eine höchst komplexe Erzählkonstruktion, die nicht nur seine Leser, sondern auch seine Protagonisten in die Irre führt. Der unzuverlässige Ich-Erzähler stellt seine Affäre so dar, dass er selbst nicht der Verführer, sondern der Verführte ist. Zu den subtilsten Täuschungen gehört Nabokovs Doppelbödigkeit, in der sich ein offensichtliches Vorurteil schliesslich doch als Wahrheit entpuppt. Im Fall von «Lolita» zitiert Nabokov pädophile Künstler, deren Inspiration durchaus von sexuellen Phantasien bestimmt wurde. So etwa Edgar Allan Poe, der seine 13-jährige Cousine geheiratet hatte, Lewis Carroll, der minderjährige Kinder nackt fotografierte, oder schliesslich Charlie Chaplin, der als 35-Jähriger die 16-jährige Lita Grey schwängerte – hier ist die Nähe zu Lolita sogar im Namen greifbar. Ausserdem sind im Roman text zahlreiche Anspielungen auf Geschlechtsorgane und sexuelle Akte in Anagrammen oder Wortspielen verborgen. Für jene Leser, die über eine hohe philologische Kompetenz verfügen, erweist sich «Lolita» also in der Tat als pornografischer Roman. Aber gerade der komplizierte hermeneutische Dechiffrierprozess, der zu diesem Befund führt, macht den pornografischen Eindruck sofort wieder zunichte.

Diese verschachtelte Textstruktur kann in einer Verfilmung nicht wiedergegeben werden. Das Medium Film unterliegt im Gegensatz zur Literatur einem Zeigezwang – alles muss in seiner Erscheinung definiert werden, nichts kann offengelassen werden. Deshalb präsentieren die Regisseure Stanley Kubrick und Adrian Lyne in den beiden Kinoadaptionen von «Lolita» aus den Jahren 1962 und 1997 die Titelheldin als Sexualobjekt. Damit wird aber die pädophile Obsession, die im Roman eigentlich nur einen Schlüsselreiz darstellt, zum eigentlichen Thema des Films. Auch die «Lolita»-Verfilmungen hatten mit rechtlichen Problemen zu kämpfen: Kubrick musste sich an Vorgaben des Produktionskodexes und der Katholischen Liga für Anstand halten, Adrian Lyne schnitt gemeinsam mit einem Anwalt sechs Wochen lang eroti-

sche Szenen aus seinem Film, weil 1996 ein neues US-Bundesgesetz in Kraft getreten war, in dem das Zeigen von sexuellen Handlungen mit Kindern verboten wurde.

Die postmodernen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts sind kaum mehr zu schockieren – trotzdem jagt die Literatur immer noch Aufmerksamkeitserfolge nach, die sie durch Provokationen und Tabubrüche erzielen will. Das Problem einer solchen Strategie liegt darin, dass sich ein Tabubruch nicht wiederholen lässt. Wenn ein Text bereits in den Bereich des Tabuisierten, des Unsagbaren vorgestossen ist, dann bleibt den späteren Generationen nur noch das zweifelhafte pubertäre Vergnügen, zwanghaft das Unanständige immer wieder zu benennen. Schmerzhafte Erfahrung musste dies etwa der Schweizer Autor Urs Allemann, der 1991 mit seiner «Babyficker»-Erzählung zwar Aufmerksamkeit erregte, aber keine bleibende literarische Wirkung entfaltete.

Ästhetik und Innovation

Die entscheidende Frage aus den fünfziger Jahren, ob ein literarischer Text pornografisch ist oder nicht, ist heute weitgehend irrelevant geworden. Im Vergleich zur obszönen Bilderflut aus dem Internet und den Kanälen der privaten Fernsehstationen ist jede auch noch so derbe Beschreibung eines sexuellen Aktes eine Abstraktionsleistung, die nicht so sehr nach ihrer Sittlichkeit als vielmehr nach ihrer ästhetischen Innovationskraft beurteilt werden muss.

Dazu braucht es keine philologische Ausbildung. Justice Potter Stewarts Pornografie-Test funktioniert nämlich auch in der umgekehrten Richtung. Alfred Appel, der in Cornell Nabokovs Student war und später eine akribisch kommentierte Ausgabe von «Lolita» herausbrachte, erinnert sich, wie er 1956 als Soldat in den Koreakrieg eingezogen wurde. In einer Buchhandlung hatte er auf einem der grünen Bände der berühmten Olympia Press den Namen seines ehemaligen Professors gesehen: Zwischen den Titeln «Until She Screams» und «The Sexual Life of Robinson Crusoe» stand «Lolita». Appel kaufte den Band neugierig und brachte ihn in die Baracke. Dort stürzten sich seine Kameraden auf das Buch, warfen es jedoch nach der Lektüre weniger Seiten weg mit dem enttäuschten Ausruf: «It's goddamn literature!»